

Die heutige Nummer enthält:

„Literatur-Blatt“: „Theodor Hermann Pantenius.“ Von Karl v. Thaler. Neue Bücher. Von E. H—r. „Das Jahrbuch der Grünparzer = Gesellschaft.“ „Die Legion Klappa.“ Von R—r. Musik-Literatur. Von R. Literarische Notizen. Eingefendete Bücher. Kalender für das Jahr 1901. Seite 31 bis 38.

Ferner:

Die 20. Fortsetzung des Romanes „Ausfaat und Ernte“ von J. v. Lugin. Seite 29 und 30.

Fenilleton.

Das Goethe-Denkmal.

Wien, 15. December.

Leibhaftig ist er den Wienern niemals erschienen, nie hat er den Boden dieser Stadt betreten, nun aber besitzen wir ihn wenigstens im Bilde. Seit heute steht sein Denkmal mitten unter uns, im Kerne der Hauptstadt. Mittag war es, als die häßlichen Vorhänge niederglitten und der freie Himmel zum erstenmal in dem neugegossenen Erze sich spiegelte, ein winterlicher Himmel allerdings, der aber sonnenhell leuchtete und es nicht hindern wollte, daß es auf eine Weile Frühling wurde im Herzen Aller, welche das schöne Bild zum erstenmale sahen und von seinem frischen Glanze den ersten Strahl empfangen. Die Sonne schien wie ausgerechnet über das Akademie-Gebäude herüber, als „die Hülle fiel“, dem Dichter gerade ins Gesicht... Da steht Er nun, wir müßten richtiger sagen, da sitzt Er nun, in mild-ernster Hoheit thronend, der Goethe dem Schiller gegenüber, ein getrenntes Dioskurenpaar, geschieden durch den alltäglichen Lärm der großen Straße, durch die Treibiaad des laufenden, rennenden,

rasenden Geschäftes, durch „Bürger-Nahrungsgraus“ und „Ameis-Wimmelhausen“ (wie Mephisto spricht), der Freund dem Freunde fern und doch nahe genug, daß sie einander zuwinken, einander zurufen, miteinander reden könnten von Menschen und Dingen, die tagsüber zu ihren Füßen vorbeijagen, und wer weiß, ob nicht zuweilen in der Geisterstunde ihre Stimmen durch die Nacht flüstern, ob sie nicht mancherlei zu raunen haben werden über Schriftgelehrte und Pharifäer, solche, die still und namenlos verehren, und solche, die nur in gedrängter Festversammlung ihre Bewunderung entdecken. Dieses Gegenüber von Goethe und Schiller ist einzig in seiner Art und in keiner anderen Stadt zu treffen. Weimar hat das Doppelstandbild von Nietschel: sie stehen dort Beide auf demselben Sockel, Seit' an Seite, beinah' Arm in Arm. Aber diese Anlage, daß sie sich von Angesicht zu Angesicht sehen, die Straße herüber und hinüber grüßen können, das ist ein Einfall, den man in Wien gehabt hat, und es ist kein schlechter Einfall. Insoferne wäre der Platz für das Denkmal aufs beste gewählt.

Das kleine, von ungefähr entstandene Dreieck der Albrechtsgasse einen Platz zu nennen, das vermag Einer freilich nur bei stark angeregter Einbildungskraft. Es ist ein Abschnitzel, ein Abfallrest, ein Endchen Grund und Boden, das irgendwie beim Straßenbau übrig geblieben. Nun, solche verlorene Ecken sind oft die schönsten Ruhepunkte für ein Kunstwerk. Hierin bleiben die Italiener der Renaissance mit ihrem sicheren Raumgefühl, ihrer feinen Empfindung für Harmonie der Größenverhältnisse und deren Wirkung in die Ferne auf alle Zeiten unvergleichliche Lehrmeister. In welche Enge schmiegen sich da die gewaltigsten Denkmäler, der Colleone beispielsweise, und wie wirken sie, wie selbstherrlich und übermächtig stehen sie auf dem wohlverdachten Sockel bei aller Beschränkung des Raumes! Nicht das wundert uns, daß sich der Wiener Meister für seinen Goethe das Plätzchen beim Kaisergarten ausgewählt, sondern daß er das Plätzchen so wenig benützt hat. Das kleine Dreieck mit seiner gemüthlichen Enge ließ ihn kalt, er wollte nichts wissen von diesem Glück im Winkel und zog es vor, seinen Goethe weit vorzuschieben, ein gutes Stück ins Revier der Ringstraße hinein. Der Unterbau des

Monumentes reicht über das Trottoir hinaus, etwa bis zur Hälfte des seitlichen Fahrweges, so daß man an dieser Stelle nicht mehr gradaus vor sich hingehen kann. Man muß linkswärts oder rechtswärts dem Denkmal ausweichen. Und wenn es nun in dieser Stadt Leute geben sollte, die unsern Dichter nicht mögen — das kommt vor — so werden sie sich jedesmal ärgern, wenn sie an ihm sich vorüberdrücken müssen. Für sie ist Goethe ein Verkehrshinderniß geworden. Was aber der Künstler beabsichtigte, indem er sein Werk mit festem Kuck in den Straßenverkehr vorichob, leuchtet ein: er gewinnt dadurch, daß die Vorübergehenden geradezu gezwungen werden, das Werk zu sehen. Kommt Einer vom Burgthor oder Märtnnerthor her, dort wie hier leuchtet ihm ein Goethe-Profil entgegen. Tiefers ins Dreieck hineingerückt, hätte die Statue wol manchen Beschauer angelockt, und nicht Wenige hätten ihr stilles Behagen gefunden an dem lauschigen Ankerplatz hart am vorbeirauschenden Strome des großstädtischen Lebens. Goethe selbst wäre wol gar dieser Wenigen einer gewesen. Er war offenbar kein Freund der großen Städte, er schien diesen Strudel absichtlich zu meiden. Nach Wien hat es ihn nicht gezogen; Berlin, wo er als junger Mann ein paar Tage gewilt, hat er nie wieder gesehen, und Sainte-Beuve sagt bedauernd: „Ihm fehlte Paris, er fehlte den Parisern.“ Wozu brauchte er die großen Hauptstädte, da jede Stadt, die er bewohnte, Hauptstadt der deutschen Literatur wurde! „Rom ist nicht in Rom, ist ganz, wo ich bin.“ Merkwürdig immerhin, daß gerade er, der Feind der lärmenden Menge, in das Getümmel einer volksbelebten Straße hineingerückt wird. Sein Monument steht nicht in dem kleinen Zwickel beim Kaisergarten, es steht eigentlich auf der Ringstraße, es ist der Goethe vom Opernring.

Das soll nun weiters kein Vorwurf sein. Wir geben auch gerne zu, daß in solchen Fragen, welche Aufstellung und äußere Wirkung eines Kunstwerks, man könnte sagen, dessen Inszenirung betreffen, der Künstler durch sich selbst am sichersten berathen wird. Meister Hellmer, der Schöpfer unseres Goethe, huldigt offenbar der Ansicht, daß ein öffentliches Denkmal entsteht und erschaffen wird, um

gesehen zu werden, und nach diesem ziemlich unanfechtbaren Grundsatz handelt er: Du sollst und mußt ihn sehen, diesen meinen Goethe, und wenn du dich weigerst, stoß' ich dir die Nase auf den Marmor. Freilich, wenn man sehen soll, muß man sehen können, und auch dies erleichtert uns der Künstler, indem er das Standbild ziemlich niedrig stellt, selbstverständlich nicht so niedrig wie seinen Schindler im Stadtpark, aber doch nicht so hoch, als es sonst bei Statuen der Brauch. Er schafft uns einen bequemen Schwinkel. Es bedarf keiner physischen Anstrengung, um das Kunstwerk zu genießen. Man braucht kein Fernrohr, um bis zur Stirne zu kommen, braucht sich nicht den Hals auszurenken, um nur bis zum Stiefel des Helden zu gelangen. Fast ohne aufzusehen, sieht man diesen Goethe. Er ist unserer Sphäre näher gerückt, er thront in unserem Gesichtsbereich, immer noch über uns, das versteht sich, aber doch nachbarlich genug, daß der Festredner einen vollen Brustton heraufholen und mit Recht ausrufen darf: Er ist unser! Das bedeutet sozusagen eine Neuerung in unserer monumentalen Kunst, wenigstens insofern es sich nicht um intime Gartenmonumente handelt, sondern um Markt- und Straßenmonumente, und man kann sich dieses Neue wohl gefallen lassen. Uebertreibungen wären auch hier gefährlich. Das Künstlerauge wird die gute Linie zwischen Zu-hoch und Zu-niedrig leicht zu finden wissen, aber die bösen Neidhasser werden nicht ausbleiben, und die werden den Helden immer tiefer stellen wollen, bis an den Brunnenrand, bis in die Straßenspülung hinein. Vor ihnen hat man sich zu hüten.

Noch etwas Neues sieht man auf den ersten Blick an dem Denkmal, und dieses Neue führt uns zum guten Alten zurück. Man sieht nämlich etwas, was man nicht sieht: keine geschwägigen Attribute, keine flügelhahnen Allegorien, keinerlei vorlautes Beiwerk, das den Dichter zu erklären, zu erläutern, zu commentiren, zu symbolisiren sich abmühte. Das Werk deutet klar selbst. Goethe sitzt ganz allein da droben, Goethe, der Alleinherrscher, und neben ihm lauert nicht die Hilflosigkeit des Künstlers. Für gewöhnlich beweist es ja nichts Anderes, als Unzulänglichkeit des Talentes, wenn Bildhauer ihre Statuen mit feierlichem Schnickschnack

überladen. Da drängen sich allerhand Nebenfiguren herbei, um auch mitzuthun, und aus irgendeinem verschollenen Himmel fallen geistlose Abstractionen herunter und bleiben an dem Sockel kleben. Die Hauptsache aber wird umgangen, der Held wird allenfalls mit einem flachen Medaillon abgefertigt. Wir besitzen ja glücklicherweise auch Künstler, welche die figurenreichsten Monumente zu bewältigen wissen, solche Monumente sollten aber doch die Ausnahme bleiben, während es jetzt fast als Regel gilt, die Hauptsache über dem Beiwerk zu vernachlässigen. „Das beste Monument des Menschen aber ist der Mensch“, jagt Goethe („Denkmale“) und bekräftigt an anderer Stelle („Wahlverwandtschaften“): „Doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß . . . es ist der Text zu vielen oder wenigen Noten; nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht sein.“ Diesen Text zu singen, hat sich Edmund Hellmer beim Entwurf seines Goethe-Bildes vorgenommen, und die Begleitung sollte nicht über die Melodie herrschen, diese brauchte überhaupt keine Begleitung, sie sollte im Einklang ertönen. „Goethe“ steht auf dem Sockel, bloß dies Eine Wort, und so majestätisch vereinzelt sitzt auch der Dichter droben, nur Goethe, nichts als Goethe, wenn man sich am heutigen Tage trivial ausdrücken dürfte: Goethe „ohne Allem“. Bloß rückwärts am Stuhle befindet sich ein allegorisches Relief, ziemlich bescheiden eine dem Genius dargebrachte Huldigung vorstellend, im Uebrigen aber haben wir wieder einmal ein Denkmal, das nicht mit Emblemen, Symbolen, tief- oder schief-sinnigem Firtlesanz Theater spielt, sondern einfach das Menschenkind, dem es gewidmet ist, künstlerisch vergegenwärtigen will.

Den Besitz des neuen Kunstwerkes verdanken wir dem Wiener Goethe-Verein, und die Stadt hat alle Ursache, diesem Vereine und seinem gesegneten Wirken ihren Hochruf donnern zu lassen. Zur Enthüllungsfestung ließ er auch eine Festschrift erscheinen, die reicher, als man es in ähnlichen Fällen gewohnt, mit literarischen Beiträgen, Autographen und Illustrationen ausgestattet wurde. Wir können nur Einiges erwähnen. Ferdinand v. Saar, stets gerüstet, den Psalter in vollen Accorden zu schlagen, so oft es ein Fest

der Geister zu feiern gilt, hat den Prolog gedichtet. Heinrich Buch (Bibliotheksrath des Herzogs von Cumberland) bringt Goethe-Reliquien aus dem herzoglichen Besitze, Briefe des Dichters an die Königin Friederike von Hannover, Schwester der Königin Louise, eine der drei munteren Prinzessinnen, welche in Frankfurt von der Frau Rath bewirthet wurden. K u l a n d (Weimar) autographirt und bespricht sehr hübsch ein Huldigungsgliedchen Castelli's an den Altmeister, des Bögeris an die Nachtigall, in österreichischer Mundart, gedichtet „an haling Bfingsd-Sunda 1828“. Von Erich Schmidt (Berlin) erscheint, lebendig aufgefrischt, ein früher in diesem Blatte veröffentlichtes Feuilleton, das man vergnüglich wiederlesen wird. Minor (Wien) erinnert an den Grafen Hamilton, den Irländer, der ein französischer Schriftsteller wurde (1646—1720) — er hat die berühmten mémoires de Gramont geschrieben — und citirt aus demselben interessante Parallelen zur Helena-Beschwörung. Dazu kommen Beiträge von Paul H e n s e, v. E b n e r - E s c h e n b a c h, v. W e i l e n, G u g l i a. Eine reiche Festgabe, wie gesagt. Sehr interessant ist auch das Facsimile eines Goethe-Briefes aus dem Wiener Staatsarchiv. Der Dichter wendet sich an Metternich mit dem Gesuche um ein Privileg, das ihn gegen Nachdruck schützen soll; er verlangt sein natürliches Recht und entschuldigt sich noch: „In hohen Jahren versuche ich zum Besten der Meinigen, was ich für mich selbst zu unternehmen wol angestanden hätte.“ Er stand damals im Alter von 76 Jahren — seine Schriftzüge sind die eines 30jährigen Mannes, so sicher fließen sie dahin, von kräftiger Hand gezogen. Das Festbuch bietet einen Ueberfluß solcher Nachbildungen. Die Schrift des Menschen, es ist auch eine von den wenigen Noten, zu denen sein Bild den Text liefert.

Endlich läßt sich auch der Künstler selbst, durch den Mund seines Sohnes, über das Denkmal vernehmen, über die Absichten, die ihn beim Werke geleitet haben. Wir kennen sie bereits. Goethe sollte ihm in Goethe'schem Sinne entstehen, ohne Zuthat, ausschließlich der Mensch im Menschen, in sich selbst gegründet, und man kann es schlechthin sagen: das ist dem Künstler gelungen. Das Werk gehört zu den schönsten unserer Denkmäler von allen, die wir auf

dem Markte stehen haben. „In der Totalität seiner ganzen künstlerischen Erscheinung“ wollte er den Dichter darstellen, und danach mußte er das Lebensalter wählen. Er hat sich ihn zwischen 1800 und 1810 gedacht, im Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren, noch in der Fülle seiner Männlichkeit, auf der Höhe seines Ruhmes, im Vollglanz seiner Herrlichkeit. Wir können etwa das Jahr 1808 für den Wiener Goethe schreiben, das ist das Jahr, in welchem „Faust“ erschien, der ganze erste Theil mit Bruchstücken des zweiten, das Jahr, in welchem Napoleon zu ihm sagte: „Vous êtes un homme“ — ein gutes Jahr, in dem er freilich auch das Unglück hatte, von Kugeln porträtirt zu werden. Der malte ihn als Geheimrath im Ministerstaate, wovon Hellmer natürlich nichts wissen will. Er hat es einzig auf den Dichter abgesehen. Sein Goethe trägt einen langen Biedermannsrock, auch eine lange Hose, das Pantalon, welches damals noch als modern galt. Friedrich Wilhelm III. hatte es gesellschaftsfähig gemacht, er war zuerst ohne Kniehosen unter den Leuten erschienen, ein König als Sansculotte. In diese bürgerliche Tracht kleidet Hellmer seinen Goethe, also angethan setzt er ihn hinauf in den großen Sessel, welcher dem Marmorthrone Karl's des Großen in Aachen ähnlich sehen soll — warum nicht auch einmal den Herrscherstuhl für einen Dichter? — und da sitzt er nun geruhig, gelassen mit einer gewissen Nachlässigkeit, die Arme auf die Lehnen gelegt, ein Buch in der linken Hand, indeß die rechte zwanglos über die Armstütze fällt, die ganze Gestalt von Frieden umflossen, der erhabene Großvater eines Geschlechtes, ein König, der es sich auf seinem Throne bequem gemacht hat. Es ist ein prächtiger Goethe-Kopf. Das Gesicht blickt voll sinnender Betrachtung in die Welt, gedankenvoll. Ist es aber auch gedankenvoll? Es scheint sich eher vom Gedanken auszuruhen, als ihm nachzujagen. Was hätte der noch zu denken und zu dichten, der bereits den Faust geschrieben, der seinen Nachfahren so viel vorgedacht und vorgedichtet hat, daß ihnen kaum etwas zu dichten übrig blieb, daß sie das Beste ihrer Zeit dem Nachdenken über Goethe widmen müssen? Mit dieser Ruhe klingt die Wilde schön zusammen, von welcher das Gesicht überglänzt wird:

das ist der Mann, der, gemeinem Hader der Welt entrückt, schon alles Glück der Erde gekostet hat, wenn auch noch nicht all ihr Weh, der Mann, der alles Menschliche erkennt und durchschaut, ein Richter sein könnte, doch ein Dichter bleibt, der so Vieles vergibt, weil er Alles versteht. Der ältere Goethe wird sonst mit viel strengerm Ausdruck dargestellt. In diesem Gesichte tönt etwas von dem jungen Pyriker nach. Ebenso menschlich wollte der Künstler die Hände ausgeführt wissen, auch sie sollten sprechen, nicht das Antlitz allein, und sie sind denn auch mit ungewöhnlicher Sorgfalt durchgearbeitet. Wir gestehen indeß, daß uns diese Kunst etwas zu absichtlich vorkommt, fast zu virtuos. Von der Seite betrachtet, sieht es weniger aufdringlich aus, und so wird man wohl nicht selten das Urtheil zu hören bekommen, daß die Profilwirkung des Denkmals eine noch bessere ist als die Vorderansicht. . . .

Nach der Enthüllung hörte man den Dichter und seinen Bildner loben. „Bin begierig, wenn er einmal heruntersteigt,“ sagte neben uns ein junger Bursch. Sei ruhig, guter Jüngling, er wird heruntersteigen. Wenn es die Finsterniß zu arg treibt, wenn sie den Himmel zu dicht verhängen will, dann wird dieser milde Goethe zeigen, wie stark er ist. Auf den Sessel wird er schlagen, daß das Erz erklingt, und mit dem Fuße wird er auftreten, daß der Granit unter seinem Schritte dröhnt, und er wird uns zeigen, daß er kein zur Ruhe gesetzter Gott ist, sondern ein Mensch, und das heißt ein Kämpfer sein. Wol ruft er dann auch zum Freunde hinüber, daß er sich ihm anschließe, denn es ärgert ihn gewiß, zu sehen, wie man im Uebermaße des Goethe-Zubels ein wenig vergift, daß wir zwei solche Kerle haben. Und wenn diese Zwei Arm in Arm daherkommen, braucht man ohne Zweifel um die Zukunft der Deutschen nicht bange zu sein, kann man getrost auch das zwanzigste Jahrhundert in die Schranken fordern. Doch wir denken jetzt nicht an Kampf und Streit, wir wollen im Augenblicke leben und der Stunde danken, die uns das köstliche Geschenk gebracht hat, nach dessen Aublick wir mit gutem Gewissen niederschreiben dürfen: Wien ist um ein würdiges, edles, schönes Kunstwerk reicher geworden. * * *